

Die Engelenversen

Erste Auflage



Die Engelenversen

Aus dem Niederländischen übersetzt

Auf philosophischen Erfahrungen beruhend

Les observations du Roi des Damnés
et de ses Princes des Morts

In liebevoller Erinnerung an

Onkel Gilbert

1936 - 2022

Rubèn Cottenjé

Bereits erschienen von Rubèn Cottenjé

2016 Mr. V. (Erste Ausgabe)

ISBN: 9789402153873

2019 Bekenntnissen van een hemelse waarnemer.

ISBN: 9789464929676

2025 Die Engelenversen, sein bekanntes philosophisches Manifest.

ISBN: 9789465546032

2026 Mr. V. (Zweite Ausgabe)

ISBN: 9789465319971

2026 Bloed en Stilte

ISBN: 9789465317274

2026 Wij, de Vertegenwoordigden

ISBN: 9789465460468



Autor: Rubèn Cottenjé

Umschlaggestaltung: Rubèn Cottenjé

Illustrationen: Rubèn Cottenjé und Gilbert Retsin

(Privatsammlung – Lucifernum)

Verlag: Latin-Flanders vzw

ISBN: 9789465546032

ruben.cottenje@outlook.be

HAFTUNGSAUSSCHLUSS

Dieses Werk enthält philosophische und spekulative Gedanken. Figuren, Beispiele, Dialoge und Situationen dienen als Gedankenexperimente und Veranschaulichungen und stellen keine tatsächlichen Darstellungen real existierender Personen oder Ereignisse dar. Etwaige Ähnlichkeiten mit tatsächlichen, lebenden oder verstorbenen Personen sind zufällig oder symbolisch gemeint. Der Inhalt dieses Werkes stellt weder eine Tatsachenbehauptung noch eine historische Behauptung oder rechtliche Identifizierung dar. Aus diesem Werk können keinerlei Rechte, Ansprüche oder Schadensersatzforderungen abgeleitet werden.

© Rubèn Cottenjé

Kein Teil dieser Ausgabe darf ohne vorherige schriftliche Genehmigung des Autors vervielfältigt, weitergegeben, gespeichert, verbreitet, kopiert, reproduziert oder verkauft werden, unabhängig von Form oder Medium.

Inhaltsverzeichnis

1. Er küsst sich selbst im Spiegel und sagt: „Ich liebe dich.“	p.11
2. Zweiköpfiger Drache, Krebs-Löwe und Manifestor. Er.	p.29
3. Meine Haut, mein Manifest.	p.51
4. Ein Volk über den Völkern und Philistää.	p.59
5. Es gibt eine Frau, die etwas taugt.	p.75
6. Engel. Bilder der Seele.	p.97
7. Homo Naledi, de geestvriend en het begin van religie.	p.115
8. Evangelium Mariae Poenitentis.	p.143
9. Das heilige Paradox: Ehe, Zölibat und verborgene Begierde.	p.175
10. Passt euch nicht dieser Welt an.	p.209
11. Versailles-Syndrom	p.217
12. Die satanische Maske des Zweiten Vatikanischen Konzils. .	p.231
13. Woke.	p.249
14. Das Wahre, das Gute und das Schöne	p.279
15. Trump, Farage und das Gedächtnis einer Zivilisation	p.293
16. Das Luciferum, wo Brügge seinen Schatten findet	p.315

*'We are all in the gutter, but some of us are looking at the stars.'**

Oscar Wilde, 1892



Oscar Wilde
Privatsammlung – Lucifernum

* Wir liegen alle in der Gosse, aber einige von uns blicken zu den Sternen.

1. Er küsst sich selbst im Spiegel und sagt: „Ich liebe dich.“

„Zu denken, dass ich mich in einer der reichsten und schönsten Städte Nordeuropas aufhalte, deren Einwohner sprechen wie Kleinkinder“, sagte sein Freund aus Apeldoorn, ein Psychiater, um Himmels willen, mit dem er gerade den historischen Marktplatz von Brügge überquerte. „Man hört nichts anderes als aneinandergereihte Laute, in denen sich Wörter verbergen. Wie etwa ‚kèrekiwére‘, ‚tisdadde‘, ‚kèjet‘, ‚dogi‘ und so weiter.“ „Den gesamten Brügger Wortschatz kann man aus dem Sprachrepertoire eines Kleinkindes schöpfen“, fügte er hinzu, um seiner Behauptung noch etwas mehr Nachdruck zu verleihen. Er hatte recht. Alles muss vorangehen, alles muss schnell gehen. Auch die Sprache. Kurz und bündig. Kommunikation als Karikatur. Wer versteht, hat den Dreh raus. Das ist der logische Verstand eines Brügger Bürgers.

Er, sein niederländischer Freund, ist Psychiater. Er hofft nur, dass seine Patienten nicht genialer oder wahnsinniger sind als er selbst. Denn dann. Dann vermutet er, dass die Menschheit in größerer Gefahr schwebt, als sie es ohnehin schon tut. Und das ist schlimm. Sehr schlimm. Könnte Narziss mit sich selbst zusammenleben, wenn er, als Ultraperfektionist, seine eigenen Unvollkommenheiten kennen würde? Der Wahnsinn würde sich seines Genies bemächtigen. Der Wahnsinn, der sich stets auf seine unerschütterliche Hoffnung und seinen Glauben beruft, dass das Genie aus dem Wahnsinn geboren wird. Und dennoch weiß er, dass Hoffnung nichts anderes ist als eine heuchlerische und trügerische Unwirklichkeit, die sich parasitär an die harte Wirklichkeit heftet. Das Jetzt – und alles andere ist Hoffnung. Nicht wahr?

Aber nun ist er allein. Auf dem Marktplatz. Die Abendsonne legt einen goldenen Schein über den Provinzialhof. So wird der Hof, aus weißem Stein erbaut, buchstäblich zur strahlenden Krone der Neugotik. Vor einem azurblauen Abendhimmel erglänzt er in all seiner Pracht. Sein Anblick ist atemberaubend. A-tem-be-rau-bend! Er zündet sich eine Zigarette an. Irgendwo in seiner Innentasche schlummert ein Zeitgefühl vor sich hin. Die Glocken schlagen acht. Und er, der Brügger-mit-Uhrentrauma, denkt: Acht Uhr gibt es nicht.

Was für ein Gedanke. Im Augenblick des Niederschreibens sind wir an jenem niemals wieder zu erlebenden Moment des Freitags, des 25. Juli 2025, angelangt, und alles, was in Zukunft noch auf die Erinnerung an

ein Ereignis verweisen wird, das an diesem Tag begangen wurde – in wessen Leben, an welchem Ort und zu welchem Zweck auch immer. Der 25. Juli 2025 wird immer nach einem Mo-nu-ment verlangen oder zumindest irgendwo in einem Protokoll festgehalten sein. Einfache Gemüter greifen dann auf ein altbekanntes Sprichwort zurück, das besagt: Gestern ist vorbei, morgen ist ein Geheimnis, und heute – oder besser gesagt: jetzt – ist ein Geschenk. Wie dem auch sei, es wird niemals wieder einen 25. Juli 2025 geben, so einzigartig, wie dieser in seiner Art ist. So wie das Belfort acht Uhr schlägt, während zwölf ruhende Tauben auf dem Dach sitzen, und beim achten Schlag, um acht Uhr und neunzehn Sekunden, nur noch eine einzige Taube auf dem Dach verblieben ist. Eine tote Taube. Die Taube war so alt. Die Arme. Der erste Schlag des Glockenspiels hatte ihr eine *crise cardiaque* beschert. Einen fatalen Aufruhr des Blutkreislaufs. Dabei darf man auch die Sommersonne nicht außer Acht lassen, in der die Taube in erfrischender Höhe von dreiundachtzig Metern ein Nickerchen hielt und einen Schreck sondergleichen erlitt, als der Klöppel das Erz berührte und seine donnernden Klänge über die mittelalterliche Stadt ergoss. Auch gehörte die Taube zu jener Art, die wir Menschen wohl als das Unkraut der Lüfte bezeichnen würden. So ist das Leben dieser einfachen Taube, die sich eines langen Taubenlebens erfreuen durfte, zu einem würdigen Ende gekommen. Diese Taube hat ihr Ende nicht erlitten.

Andere Tauben wiederum finden ein anderes Ende. Manche werden zum Beispiel von einem Auto überfahren. Das ist ihm einmal passiert. Als er einen Freund in der Nähe von Maria-Aalter besuchen wollte, überquerte er eine Brücke. Mit rasender Geschwindigkeit schoss er über sie hinweg. Über den Kanal. Auf der Höhe des – nicht ganz zufällig so genannten – Cafés De Reisduif. Mitten auf der Fahrbahn der Brücke saß eine Taube. Sie hatte keine Zeit mehr gefunden, aufzufliegen, und geriet unglücklicherweise unter das Fahrgestell seines Mercedes 250C/8 Coupé aus dem Jahr 1969. Als er über sie hinwegfuhr, sah er hinter seinem Wagen ein Fest aus weißen Federn und Daunen, die wie Schneeflocken im Wind tanzten. Es erinnerte ihn an das Märchen von Frau Holle.

Er war fest davon überzeugt, dass die getroffene Taube damals auf der Stelle ins Taubenparadies eingegangen war. „*Weiber und Tauben lassen das Geld verfliegen*“, sagt man im Brügger Volksmund. Der Volksmund. Ja, der Volksmund. Gerade dort, wo man den Weg zu einer verfeinerten Art beschreitet, Mann und Frau durch eine Injektion von Etikette



Mercedes 250C/8 Coupé aus dem Jahr 1969

miteinander verschmelzen zu lassen, erhält der Volksmund eine proletarische Bedeutung. Hinter jedem starken Mann steht eine noch stärkere Frau. *Soit.* Der Volksmund sagt viel, nicht wahr? Der Volksmund regiert sogar.

Eine andere Erinnerung an Tauben stammt aus der Zeit, als sein Bruder, der sich selbst als Tierfreund bezeichnet, zu Hause Tauben züchtete. Sie waren damals noch Kinder. Aus einem der Eier war eine Taube mit einer leichten Fehlbildung geschlüpft. Auf die eine oder andere Weise musste die Taube, als sie dem Flaum etwas entwachsen war und fliegen lernte, zunächst einen kleinen, sagen wir: Anlauf nehmen, bevor sie sich in die Lüfte erheben konnte. Doch sie hatten auch einen Hund. Boris hieß er. Борис auf Russisch. Onkel sprach den Namen *Baris* aus. Boris war ein verspielter Boxer, der sich in ihrem Zuhause mit den drei Kindern prächtig verstand. Boris war voller Energie – und das blieb auch für die Taube nicht ohne Folgen, die eines Tages plötzlich zwischen seinen Zähnen gelandet war. Die Taube führte, offenbar ganz gegen Boris' Absicht, einen Todeskampf, bis die drei Brüder von der Schule nach Hause kamen. Die Mutter schrie auf, Boris erschrak und ließ die Taube abrupt aus seinem Maul zu Boden fallen. Sie zuckte noch einige Male nach. Sein Bruder tröstete sich mit den Worten: „Das ist das Gesetz der Natur, der Wille Gottes.“

Eine dritte Taubenepisode erlebte er in jenem Jahr – es muss irgendwann 2017 gewesen sein –, als er ins Lucifernum kam. Das

Lucifernum ist ein altes Stadtpalais aus dem Jahr 1756 in der Twijnstraat in Brügge. Es ist das Haus seines guten Freundes Dr. Retsin, den er in seinem Stadtgarten mit einem Jagdgewehr antraf, einer *Carabine*, wie man im Volksmund sagt. Er sieht, wie er das Gewehr anlegt, zielt und – peng! Den Rückstoß des Schusses fängt der Doktor über den Gewehrkolben mit seiner Schulter ab. Er hörte etwas Schweres zwischen den Ästen und Blättern der Bäume hinabstürzen und mit einem dumpfen Schlag auf dem Boden aufprallen. Dr. Retsin drehte sich zu ihm um und sagte: „Sie scheißen mir die Dachrinnen kaputt! Tauben! Das sind die Ratten der Lüfte! Nicht dass ich sie aus den Bäumen schießen muss, stört mich – sondern dass ich hinterher die Kadaver wegräumen muss.“

Er erinnert sich an das vertraute Bild, das er vom Restaurant De Witte Poorte am Jan-van-Eyck-Platz in sich trägt. In jenem Augenblick nach dem Servieren der Teller, wenn die silbernen Cloches angehoben wurden, lag dort wie eine Überraschung eine kahl gerupfte Taube, im Ofen gebräunt und glänzend in ihrem natürlichen Fett, die federlosen Flügelchen sauber mit einem Faden an den kleinen Körper gebunden, bereit, genossen zu werden. Taube ist, sofern sie richtig zubereitet wird, schmackhaft, gesund und ausgesprochen nahrhaft. Ein Übermaß an Taube kann Herz- und Gefäßerkrankungen verursachen. Übermaß ist ohnehin nicht sein Ding. Doch zurück zum 25. Juli 2025. Nicht zum Leidwesen der elf anderen Tauben auf dem Belfried, die bereits beim ersten Dröhnen der Glocke buchstäblich die Flucht ergriffen hatten. Ihre winzigen Taubenhirne besitzen nicht einmal den geringsten Sinn dafür, sich weiter um ihren verstorbenen Artgenossen zu kümmern. Die verblichene Taube wird bei Tagesanbruch nicht in einer Taubenzeremonie ins Jenseits begleitet, sondern von einem Menschen mit Plastikhandschuhen ordentlich aufgehoben und, ganz nach dem geltenden Protokoll, das diese turbulenten und bedenklichen Zeiten vorschreiben, säuberlich in einen ebenfalls aus Plastik bestehenden gelben Müllsack verpackt, in dem sich bereits andere staubige Überreste befinden. Die eine Taube ist eben nicht die andere.

Manche Menschen behaupten, man lebe nur einmal. Er aber nicht. Er lebt jeden Tag und stirbt nur einmal – pro Leben. Nicht wahr? Menschen gibt es in allen Arten. Große, kleine, kräftige, zerbrechliche, schöne und solche, die offenbar nur der Innenarchitektur wegen geschaffen wurden. Schon in der Grundschule kann man sie unterscheiden. Bei der Vergabe der ersten Noten sieht man es: die Glückskinder, die Trauerweiden und die Gleichgültigen. Letztere



Doctor Retsin
Privatsammlung – Lucifernum

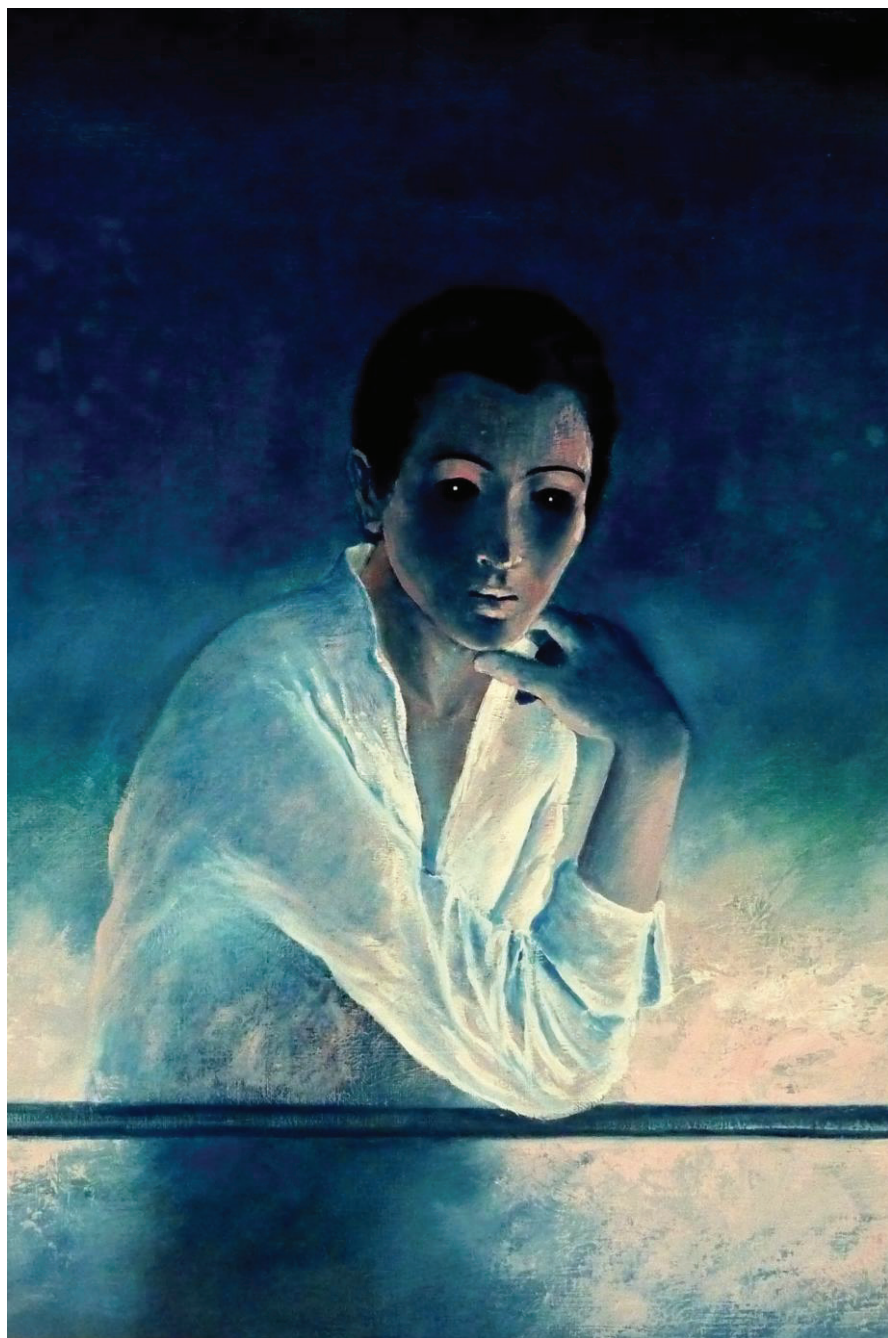
wissen nicht, was Noten überhaupt sind. Vielleicht ist das noch das Reinste. Doch Noten sind Noten. Wie man sie auch betrachtet. Selbst wenn man sie mit pädagogischer Wolle warm einpackt. Sie sind, was sie sind: Bestätigung. Großmutter wusste es schon, und die Lehrerin weiß es nun ebenfalls. „Du bist ein Kind Gottes“, sagte Großmutter. Das glaubte man – bis das Gegenteil in Dezimalzahlen ausgedrückt wurde.

Gute Noten sind wie Applaus für die eigene Existenz. Schlechte Noten bestätigen gar nichts. Aber heute nennt man das nicht mehr „schlecht“. Nein, es ist „weniger gut“. Denn Ehrlichkeit ist heutzutage ein grober Skandal. Wir sagen nicht mehr, was wir meinen, sondern das, was sich gehört. Und selbst das nur mit einer gewissen Zurückhaltung.

Kinder, die schon von klein auf kritisch sind und nicht alles widerspruchslos von Lehrern oder Eltern übernehmen, gelten früh als schwierig. Das bedeutet jedoch nicht, dass sie keine guten Noten erzielen können. Ihre natürliche Auflehnung setzt einen Schneeballeffekt in Gang, der ihre Zukunft belastet. Sie passen nicht in das Bild, das das System von ihnen erwartet, schneiden dadurch schlechter ab, verlieren den Mut und vergeuden ihre Energie damit, ihre kontroverse Haltung zu verteidigen. Sie werden von vornherein aussortiert oder gecancelt.

So belügen wir Gott. Oder verschweigen den Teufel. Was im Grunde auf dasselbe hinausläuft. „Gott“ und „Teufel“ sind inzwischen Wörter, die nur noch in der Fiktion und in Redewendungen vorkommen. Sie sind aus Belgien vertrieben worden, einem Land, das sich gern säkular nennt, obwohl es im Grunde vorsichtig atheistisch und latent katholisch ist. Nüchtern und sachlich. Der Preis wird heutzutage höher eingeschätzt als der Wert.

Man stelle sich vor, der belgische König würde seine Ansprache an die Nation mit den Worten beenden: „Und Gott segne Belgien.“ Das Land würde explodieren. Man würde von unangebrachter Einmischung, archaischer Symbolik und unerwünschter Theokratie sprechen. Während ein amerikanischer Präsident denselben Satz ohne Weiteres ausspricht und niemand auch nur mit der Wimper zuckt. Hohoho. Es kommt eben darauf an, was wir gewohnt sind zu hören. Und damit auch darauf, was wir bereit sind zu akzeptieren. Gut und Böse sind inzwischen in die Sprachhöhle verbannt worden. Wir dürfen nichts mehr „schlecht“ nennen. Wir sagen: *weniger gut*. Als würden wir ein Kind an den Rand eines Abgrunds stellen und anschließend ausrufen:



Le Penseur - Der Denker
Privatsammlung – Luciferum

„Das war ein suboptimaler Sprung.“ Es sind immer jene, die nie wirklich verletzt worden sind, die am lautesten rufen, dass niemand verletzt werden dürfe.

Seine Gedanken schweifen ab, die Bemerkung seines niederländischen Freundes über die flämische Sprache verflüchtigt sich wie Morgennebel. Es ist Viertel nach acht. Das Glockenspiel des Brügger Belfrieds setzt ein. *Tulpen aus Amsterdam*. Er erkennt es sofort. Es bewirkt etwas. Nicht intellektuell. Nicht politisch. Einfach: etwas. Etwas Warmes, etwas Echtes. Etwas, das aus der Brust aufsteigt und sich auf den Lippen als Pfeifen bemerkbar macht, ohne dass er es selbst überhaupt wahrnimmt. Die Melodie ist Einfachheit. Das Lied ist, was es ist: ein Lied. Kein Manifest, kein Pamphlet, keine metaphorische Tiefe. Nur die Jagd nach einem Traum, abgeschossen von einem Strauß Tulpen. Dem Text zufolge gibt es drei Möglichkeiten, diese Tulpen zu überreichen: Man schickt sie. Man pflückt sie. Man bringt sie.

Die ersten beiden Möglichkeiten sind passiv, distanziert. Liebe mit einer Briefmarke. Doch bei der dritten – „*Wenn ich wiederkomme, bringe ich dir Tulpen aus Amsterdam*“ – muss man selbst da sein. Mit seinem Körper. Mit seinen Händen. Mit seinem Atem. Hmmm, denkt er, genau darin liegt der ganze Unterschied.

Das Glockenspiel

An diesem schwülen Sommerabend flaniert er durch die Stadt, die nach Vergangenheit riecht. Brügge, in seinem mittelalterlichen Gewand, mit seinem Kopfsteinpflaster wie Falten und seinen Fassaden wie schweigenden Zeugen. Er geht nicht, nein, er flaniert. Gehen ist funktional. Flanieren ist eine Identität. Gerade als er um die Ecke einer Straße biegt, die nach feuchtem Stein und vergessenen Legenden riecht, erklingt es über den Dächern. Aus den acht Schallöffnungen des Belfrieds schwebt eine Melodie herab wie duftender Dampf aus einer Teekanne: *Tulpen aus Amsterdam*.

Sein Herz lächelt. Seine Lippen ebenso. Ganz von selbst denkt er: *Natürlich würde ich dir Tulpen aus Amsterdam bringen wollen*. So galant ist er durchaus. Und poetisch obendrein. Nur: Kommen Tulpen eigentlich wirklich aus Amsterdam? Er ist schließlich schon mehrere Male in Amsterdam gewesen, doch noch nie hat er dort irgendwo Tulpenfelder gesehen. Grachten ist er entlanggefahren, durch Gassen geschlendert, über kleine Brücken gegangen und an duftenden Coffeeshops vorbeigeschnuppert, das ja. Aber Tulpenfelder gesehen?



La Vénitienne, Dame des Canaux - Die Venezianerin, Herrin der Reien
Privatsammlung – Lucifernum

Nicht ein einziges! Selbst mitten im Herzen Amsterdams: keine Tulpenfelder. Wohl aber schöne, alte Häuser, die sich aneinanderlehnen und auf Pfählen erbaut zu sein scheinen. Das Rijksmuseum, der Rembrandtplein, der Palast am Dam, das Rotlichtviertel oder sogar der Jordaan. Das alles ist Amsterdam. Doch von einem Tulpenzüchter keine Spur.

Doch bei Andijk, Enkhuizen und Bovenkarspel liegen zahlreiche Tulpenfelder, und auch bei Hoorn kann man sich an endlosen Äckern voller Farbenpracht sattsehen. Aber Amsterdam? Nein, dort nicht. Auch im Kop van Noord-Holland findet man die größten zusammenhängenden Blumenzweibelfelder der Welt. Wer zwischen Petten, Den Helder und Wieringerwerf unterwegs ist, sieht ebenfalls endlose Tulpenfelder. Die Felder färben die Landschaft zwischen Nordsee und IJsselmeer. Aber nicht in Amsterdam. Das sei nun ein für alle Mal klargestellt. Nicht in Amsterdam. Tulpen kommen überhaupt nicht aus Amsterdam.

Hoch oben in seinem Turm sitzt der Carillonneur. In seinem gemauerten Refugium, abgeschieden wie ein Einsiedler mit einer Leidenschaft für Tonleitern. Er hämmert, er stampft, er ringt dem Glockenspiel Musik ab wie ein Priester der Heiligen Schrift eine Wahrheit. Nicht für Geld, nicht für Ruhm, sondern um den Menschen in der Stadt ein Konzert zu schenken, das niemand bestellt hat und das doch jeder zu brauchen scheint. Beethoven. Debussy. Ein Hauch von Raymond van het Groenewoud. *Twee meisjes*, über den Reien widerhallend. Manchmal auch Bach. Manchmal Brel. Jetzt: *Tulpen aus Amsterdam*.

Ist das nicht schön? Ein Mann, der die Stadt mit Glockenklang erfüllt. Eine Stadt, die – je nach Wetter und Wind – abwechselnd dankbar oder taub ist. Manchmal hört man es überall. Manchmal nicht. So ist Brügge.

Er flaniert weiter. Das Lied im Ohr. Ein Lächeln auf den Lippen und irgendwo im Hinterkopf die absurde, zärtliche Erkenntnis: Manchmal kommt die Tulpe nicht aus Amsterdam. Aber der Traum schon.

Die Rockband

Er streift umher. Kein anderes Verb passt besser zu dem, was er um diese Stunde tut. Umherstreifen. So, wie es nur ein Mann vermag, der Vergangenheit in den Beinen und Gedanken im Schatten trägt, durch mittelalterliche Gassen, die nach Stein, Ruß und alten Blasinstrumenten riechen. Rechts, links, hinein in eine Gasse, um eine Ecke, und dann ... ein Dröhnen. Ein tiefer Bass. Kein Klang, sondern ein Angriff. Fensterscheiben aus jahrhundertealtem Glas erzittern in ihren Bleifassungen, als wüsste die Stadt für einen Augenblick selbst nicht mehr weiter. Er ebenso wenig. Denn nur wenige Meter zuvor hatte er nichts gehört. Nur ein Glockenspiel – und nun dies. Ein Schlachtfeld der Klänge, ein sonischer Zweikampf: Das himmlische Läuten des Belfrieds prallt auf den Bauchschlag der Brügger Unterwelt.

Auf dem Kraanplein steht eine kleine Bühne, die sich durch ihre Bescheidenheit beinahe für ihre Existenz entschuldigt. Gerade groß genug für zwei Gitarristen und einen Schlagzeuger samt Drumset, doch zu eng für den Sänger, der sich deshalb brüllend im Vordergrund an das Publikum wendet. Das Mikrofon zittert vor seiner Verzweiflung.

Was er da ruft? Kein Mensch versteht es. Kein Mensch. Er ebenso wenig. Wahrscheinlich protestiert er dagegen, dass er nicht *auf* der Bühne steht. Doch bei genauerem Hinhören klingt es wie „*check!*“ Englisch,



L'Aristocrate - Der Aristokrat
Privatsammlung – Lucifernum

versteht sich. Denn Englisch klingt cooler. Englisch verbirgt Unsicherheit. Englisch klingt professionell, selbst wenn es von einem Brügger kommt, der am Sint-Leocollege noch Lateinunterricht hatte.

Die Gitarren werden gestimmt. Das Schlagzeug bekommt seine Schläge ab. Der Lärm ist weniger ein Auftakt als vielmehr eine Warnung. Fragmente von etwas, das Musik hätte sein können oder sich zumindest als solche tarnt, hämmern über den Platz, während hoch über ihnen das kultivierte Glockenspiel unbeirrt und elegant an seiner Musik festhält.

Den Frontmann kennt er irgendwoher. Er muss ein Brügger sein. Der Akzent verrät ihn. Brügge besitzt internationales Flair, bleibt aber ein Gänseteich. Man läuft einander immer wieder über den Weg. Eigentlich lässt ihn das kalt. Denn Wiedererkennen ist noch lange keine Verbindung. Schon gar nicht in Marcellekes. Sie tragen sie alle, diese ausgewaschenen schwarzen, ärmellosen Unterhemden mit unleserlichen Aufschriften. Keine Mode, sondern ein Statement. Entstanden Mitte des neunzehnten Jahrhunderts als Arbeitskleidung für Bauern und Soldaten, nun wiedergeboren als eine Art sozialer Rufname: „Ich gehöre zu dem Typ Mensch, der sich nicht waschen

lässt.“ Die Muskelmasse ist mittelmäßig, der Körperfettanteil enttäuschend – und dann die Haare? Lang. Fettig. Ungewaschen. Shampoo ist hier eine Form der Unterdrückung.

Er erkennt es wieder. Solche Bands hat es schon immer gegeben. Er war zwölf, als sich das Phänomen *Cactus* auf dem Sint-Amandsplein niederließ. Sein Vater hatte dort damals ein Geschäft. Er erinnert sich noch, wie sein neugieriger Blick auf die ausgemergelten Gestalten fiel, behängt mit Gürteln, leeren Patronenhülsen und Ketten – und wie seine Großmutter das bemerkte. Ihr Urteil war entschieden: Stubenarrest. „Das sind keine Leute für uns“, hatte sie gesagt. In ihren Augen funkelte dieselbe Neugier wie in seinen. Nur hatte sie gelernt, sie säuberlich unter moralischer Missbilligung zu verbergen. Nun ist er erwachsen, zumindest auf dem Papier, und muss zugeben, dass er vieles von ihrer Technik übernommen hat. Sein Onkel, zu dem er felsenfest aufsah und den er *Nonkel* nennt, stimmte ihr zu. *Soit*, wir schweifen ab.

‘t Verdriet van België (Der Kummer von Belgien)

Die Bühnentechnik ist inzwischen eingestellt. Drinnen, im Café mit dem treffenden Namen *‘t Verdriet van België*, nickt man einander zu. Alles ist bereit. Die Show kann beginnen.

Und sie beginnt! Auch wenn nicht ganz klar ist, wann genau. Heftig! Die Gewalt bricht los. Gejohle. Riffs. Der Sänger, noch immer unter, vor, gegen, aber nicht auf der Bühne, tobt, als müsse er die Welt von seinen eigenen Stimmbändern erlösen. Seine Halsschlagader pumpt wie ein hydraulisches System. Sein Marcelleke klebt an seinem Brustkorb wie eine nasse Fahne auf Halbmast. Ein flacher Bauch, der noch am Rückgrat zu kleben scheint. Ja, das ist gut. Das wollen wir. Mehr davon, bitte. Er trägt eine weiße Unterhose von Tommy Hilfiger. Er schaut noch einen Augenblick hin. Der Vampir in ihm wirft einen begehrlichen Blick, der über den Körper gleitet, der sich unbewusst zur Schau stellt. Schweiß. Zitternde Muskeln. Glatte Haut, auf der sich dicke Adern an den Unterarmen abzeichnen. Kein Lächeln. Kein Urteil. Nur der langsame, tiefer liegende Durst.

Es liegt etwas in der Sorglosigkeit dieser jungen Zwanzigjährigen. Blühend in ihrer Haut. Sie scheinen nicht zu begreifen, dass sie in ihrem ganzen Leben nie wieder schöner sein werden als in diesem Augenblick. Es liegt in der achtlosen Schönheit dessen, in der schweißnassen Haut, dem pulsierenden Hals, den gespannten Linien



Maître de l'Ombre, Gilbert Retsin - Meister des Schattens, Gilbert Retsin
Privatsammlung – Lucifernum

eines Körpers, der sich selbst für selbstverständlich hält. Das Blut, das darunter rauscht, ist keine Abstraktion mehr. Es hat Farbe. Es hat Temperatur, Geruch und Rhythmus. Er spürt, wie sich das alte Verlangen langsam unter seinen Rippen regt. Nicht, um zu zerreißen. Nein, das nicht. Nicht wieder. Sondern um zu bewundern. Um näherzukommen. Um wahrzunehmen. Um zu kosten, und sei es nur mit den Augen.

Mit den Augen.

Er lacht nicht. Er urteilt nicht. Er beobachtet. Horch. Irgendwo im Hintergrund spielt das Belfried leise eine Fuge von Bach. Der Zusammenprall ist vollkommen.

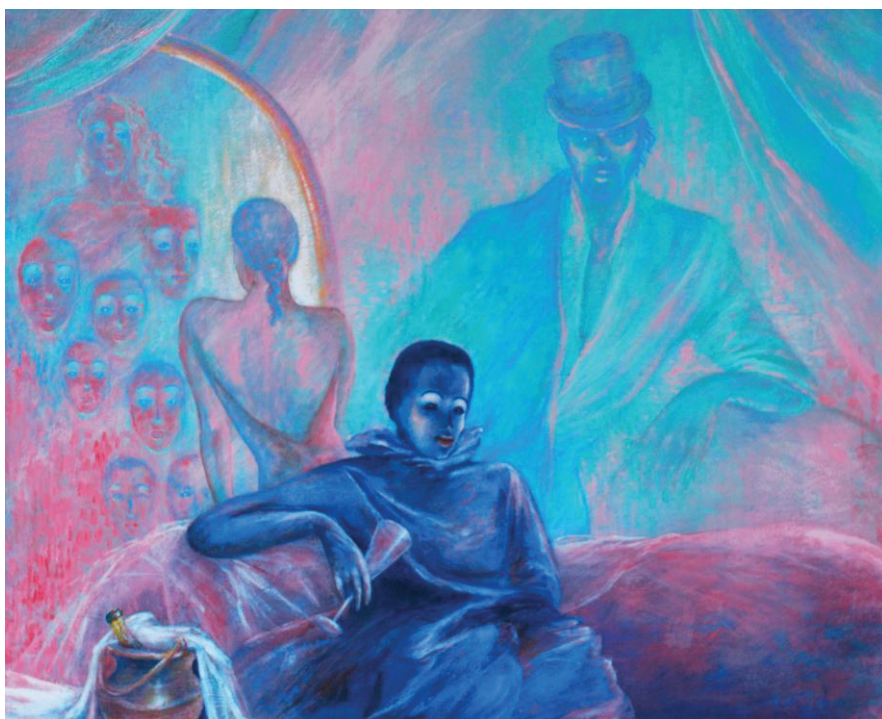
Es steht in weißen Großbuchstaben auf einem Gummibund, der sich um einen Bauch spannt. Hilfiger. Tommy Hilfiger ist etwas für den idealen Schwiegersohn. Für den Mann, der sonntags mit den Eltern seiner Freundin am Tisch sitzt, mit angemessenem Druck die Hand reicht und auf die Frage nach seinen Zukunftsplänen artig „Ingenieur“ antwortet. Aber nicht für diesen Jungen. Nicht für einen, der in ein Mikrofon brüllt, als läge er gleichzeitig in den Wehen und wäre aus seiner Wohnung geworfen worden. Nicht für einen, der fettiges Haar wie eine Krone trägt. Was für ein Stilbruch. Was für ein Weichei.

Um ihn herum? Ein schlampiges, ja, schlampiges Dutzend Anhänger. Gleichgesinnte. Das sieht man sofort. Eine kleine Herde von Männern, die man unter Tausenden wiedererkennt. Nun ja: schwarzes T-Shirt, verwaschene Jeans, Schuhe, die einmal Stiefel waren und inzwischen vor allem Geruch tragen. Ihre Haare? Fettiger als eine gut gebrauchte Fritteuse. Die Uniformität ist rührend. Eine Art Rebellion in Uniform. Gegen wen schreit dieser Mann eigentlich an? Er schaut. Er hört. Er fühlt. Doch keine Faser seines Körpers fühlt sich angesprochen. Was sich hier abspielt, ist kein Konzert. Keine Performance. Das ist Masturbation auf offener Szene, mit einem Orgasmus in Dezibel. Nur eben nicht auf der Bühne. Nein. Davor. Mitten im Publikum. Auf Augenhöhe mit der Terrasse. Ohne Filter, ohne Kontext, ohne Vernunft.

Der Sänger, Verzeihung, der Vokalist – denn „Sänger“ wäre beinahe Gotteslästerung – rattert unbeirrt weiter. Dann plötzlich: Stille. Der Lärm verstummt. Wie ein Hund, der unerwartet beschließt, nicht mehr zu bellen. Aufgeheizt, beinahe wütend, stapft er ins Café. *'t Verdriet van België*. Ein passender Ort. Denn wenn das Belgien ist, dann ist der

Kummer gerechtfertigt. Das Publikum murmelt noch ein wenig vor sich hin. Ein behäbiges Plaudern. Kein Jubel. Kein Unmut. Nur eine kollektive Ergebenheit. Wie das Wasser der Reie, das, von einem auffliegenden Schwan aufgescheucht, sanft gegen die mit Kleinem Glaskraut bewachsenen Kaimauern schwappt. Die Stadt atmet wieder. Er seufzt. Wo ist Liberace, wenn man ihn braucht?

Was würde er nicht alles geben für einen Konzertflügel aus Spiegelmosaik. Für Kerzenlicht, das in diamantenen Manschettenknöpfen funkelt. Für theatralische Übertreibung mit einem Augenzwinkern. Für Schönheit, so ostentativ, dass sie wieder still wird. Aber nein. Hier kein Liberace. Hier fettiges Haar und falsche Wut. Hier Gitarrenlärm, verpackt als existenzialistischer Aufschrei. Hier eine weiße Unterhose über einer zerrissenen Jeans. Er richtet den Rücken auf. Steckt die linke Hand in die Hosentasche. In der rechten seine *canne*.



La Chambre des Supplices - Die Kammer der Qualen
Privatsammlung – Lucifernum

„Und der Drache gab dem Tier seine Kraft, seinen Thron und große Macht.“

Offenbarung 13,2



La Tempête des Illusions - Der Sturm der Wahnvorstellungen
Privatsammlung – Lucifernum

2. Zweiköpfiger Drache, Krebs-Löwe und Manifestor. Er.

Er kommt an einem Mittwoch zur Welt, früh am Morgen. Am dreißigsten Juni. Nicht zufällig. Ganz und gar nicht zufällig. Die Fruchtblase seiner Mutter platzt, während die Stadt noch schläft und die Luft bereits von einer sengenden Hitze flirrt, die niemand mehr zu ertragen vermag. Um Punkt sieben Uhr fünfzig wird er geboren. In Brügge. Nicht im volkstümlichen Sint-Jansmoederhuis bei der Liebfrauenkirche, wo die rufenden Kinderstimmen wie ein Nachhall der Vergangenheit klingen, sondern am Rande der Stadt. Im *Hôpital des Sœurs Augustines de Meaux*. Im Volksmund: die Sint-Jozefskliniek. Ein märchenhaftes neugotisches Refugium mit Treppengiebeln, Bogenstellungen und Türmchen, die sich neigen wie schüchterne Höflinge. Ein Ort, dessen Mauern wissen, was Romantik bedeutet.

Er verlässt den Mutterleib unter dem Zeichen des zunehmenden Mondes, geboren im Sternzeichen Krebs, mit dem Löwen am Horizont – dem Aszendenten, wie man sagt, jenem Schatten, der dem eigenen Tierkreiszeichen vorausgeht. In China steht jenes Jahr im Zeichen des Drachen, und auch das Horoskop dieser Stunde, an diesem Ort, unterstreicht es gleich doppelt: Er ist ein Drache, und der Drache begleitet ihn auf seinem Weg. Er ist – auch wenn damals noch niemand davon weiß – ein Manifestor. Dieses Los ist nur wenigen beschieden. Acht Prozent, wenn Sie es genau wissen wollen. Acht von hundert. Genau. Die anderen warten. Er nicht. Er setzt sich in Bewegung. Seine Energie reagiert nicht – sie setzt etwas in Gang. Andere müssen schieben, ziehen, fragen. Er öffnet Türen. Ohne Erlaubnis. Ohne Rücksprache. Nicht aus Mut, sondern weil es seinem Wesen entspricht. Er ist, ganz einfach, einer jener Menschen, deren Präsenz man spürt, noch bevor sie ein Wort sagen.

Es ist heiß an diesem Tag. Nicht einfach nur heiß. Keine Glut, keine Schwüle. Nein, ein Sommer, der sich aufdrängt, der alles verschlingt, die Luft verdickt. Eine Hitzewelle, die seit Wochen flimmert wie ein Feuer, das sich unter der Haut Europas eingenistet hat. Tagelang über dreißig Grad.

Schweiß liegt wie ein glänzender Film auf seiner eben erst geborenen Haut. Alles ächzt. Selbst die Bäume sind müde. Doch dann, während die Stadt noch im Dunst des Morgens atmet, spiegelt sich ein schwacher Sonnenstrahl in einem einsamen Tautropfen, der am äußersten Rand eines Blattes hängt. Das Blatt zittert. Leicht. Kaum merklich. Ein Vogel flattert auf. Sein Flügelschlag bewegt die Luft. Der Tautropfen fällt. Dort unten auf der Straße trifft der Tropfen auf den kahlen Kopf eines einsamen Radfahrers. Er fährt sich über den Schädel, streckt sich. Ein Kieselstein, ein lockerer Pflasterstein – Gott weiß, was genau – bringt sein Vorderrad ins Schlingern. Er stürzt. Ein Lastwagen nähert sich, der Fahrer von der Sonne geblendet. Es gibt kein Zurück mehr. Ein Leben endet. Eine Familie zerbricht. Trauer. Aufruhr. Testament.

Das Einzige, was zählt, ist, dass es geschieht. Und wie. Dass es geschrieben stand – auf einer Karte, die nicht gedruckt, sondern aus Sternenstaub gezeichnet war. Denn jeder Anfang zieht Fäden. Jede Geburt verschiebt etwas. Diese Geburt, an jenem Morgen, in jenem *Hôpital*, unter diesem Himmelszelt. Sie setzt etwas in Gang. Er wurde geboren, ja. Doch was wirklich begann, war Bewegung. Als Drache unter dem Drachen, Krebs unter dem Löwen. Er ist einzigartig, so wie jeder Mensch einzigartig ist. Auch Sie, verehrter Leser. Sie sind einzigartig! Nicht als Wort, sondern als Tatsache. Denn niemand sonst wurde genau an diesem Ort, zu genau diesem Zeitpunkt, unter genau diesem Gestirn geboren wie Sie.

Er ist da. Lautlos, ohne Eile, ohne erkennbare Absicht. Als wäre er aus einem Riss in der Luft aufgetaucht. Oft wissen die Menschen nicht, was sie sagen sollen, wenn er einen Raum betritt. Sie richten sich auf. Formulieren ihre Gedanken neu. Manche fühlen sich auf unerklärliche Weise ertappt. Er bemerkt es, sagt aber nichts. Er lebt mit dieser Wirkung, wie man mit dem Geruch der eigenen Haut lebt. Sie ist einfach da.

Er ist nicht dafür gemacht, sich anzupassen. Niemandem. Nicht aus Trotz, sondern aus seinem Wesen heraus. Er tritt nicht einfach irgendwo ein. Er setzt etwas in Gang. Immer. Es ist keine Entscheidung. Er ist das erste Scharnier. Die Hand, die etwas öffnet, ohne daran zu ziehen. Er braucht keine Erlaubnis. Und er fragt nur selten danach.



Brugge, Hôpital des Sœurs Augustines de Meaux. 1904
Privatsammlung – Luciferum

Inzwischen weiß er: Hält er sich zurück, verschwindet er. Drückt er sich aus, drängt die Welt zurück. Wut ist ihm nicht fremd. Nicht laut, sondern schwelend, wie alte Kohlen unter einer dünnen Schicht Asche.

Die Menschen verstehen ihn nicht, wenn er sich nicht erklärt. Seine Aura gleicht einem verschlossenen Tor, hinter dem etwas Strahlendes verborgen liegt. Andere spüren es, doch sie finden keinen Zugang. Sie nennen ihn distanziert. Er selbst nennt sich klar. Seine Wirkung ist spürbar, lässt sich aber nur selten in Worte fassen. Er hat gelernt, dass man sich ihm entgegenstellt, wenn er nicht sagt, was er vorhat. Immer. Nicht aus Bosheit, sondern aus Instinkt. Man ist für ihn oder gegen ihn. Dazwischen gibt es nichts. Weil sich in ihm etwas bewegt, das größer ist als das, womit andere Schritt halten können.

Also informiert er. Manchmal. Ruhig, knapp. Wenn ein einziger Satz nicht genügt, wird es ohnehin nicht funktionieren. Und dann weicht der Widerstand, als würde sich eine Tür, die sich eben noch sträubte, plötzlich von selbst öffnen. Oder umgekehrt.

Manchmal vermutet er, dass bei seiner Geburt etwas mitgekommen ist. Und das ist wichtig. Keine Krankheit. Keine Gabe. Etwas Altes. Etwas,

das schon vor ihm da war. Wie ein fremder Hauch, den er nicht selbst eingeatmet hat. Ein Drache. Vielleicht ein Vampir. Ja, ein Vampir. Oder etwas, das man dafür halten könnte. Etwas, das sich lautlos an sein weiteres Leben heftete und es fortan an das Ideal der Schönheit band. Seine Geburt sei still gewesen, so erzählen es die Geschichten. Still, aber geladen. Als hätte sich in jenem Augenblick, als sein erster Atemzug den Vorhang öffnete, etwas Unsichtbares mit ihm Zutritt verschafft. Seine Großmutter war – wie wohl alle Großmütter bei der Geburt ihres ersten Enkelkindes – völlig außer sich vor Freude. Für sie war daran nichts still. Im Gegenteil. Es fehlten eigentlich nur noch Kerzen, Weihrauch und die Heiligsprechung. Wobei es im Grunde genau das war.

Er lebt in Extremen. Denken oder nicht denken. Stille oder Feuer. Nach innen: anwesend oder verschwunden. Einen Mittelweg gibt es nicht. Mittelwege sind etwas für Menschen, die warten. Für Geduldige. Er wartet nie. Warten ist eine Form, um Erlaubnis zu bitten, und dafür ist er nicht gemacht. Nach außen: Man verehrt ihn oder man verachtet ihn. Das weiß er erst seit Kurzem. Seit er erfahren hat, dass er ein Manifestor ist. Das Wort selbst bedeutet ihm nicht viel, doch die Beschreibung trifft zu. Er ist hier, um etwas zu beginnen. Nicht, um es zu vollenden. Nicht, um zu folgen. Nicht, um sich harmonisch den Wellen anzupassen. Er ist die Welle. Die anderen sind dazu geschaffen zu antworten, fortzuführen, zu verfeinern. Auszugleichen. Er nicht. Er ist das Feuer in der Ferne – und dann der Aufbruch.

Nachts liegt er still da. Am liebsten allein. Also oft allein. Liebe ist heilig. Liebe ist Schönheit. Liebe ist Ästhetik. Bewunderung und Staunen. Liebe ist Geborgenheit. Liebe ist Freiheit, sein kostbarstes Gut. „Sich selbst zu lieben ist der Beginn einer lebenslangen Romanze“, schrieb Oscar Wilde. Er sucht den Rand des Bettes, weit weg von allem, was atmet. Selbst ein schlafender Körper im selben Raum kann ihm zu viel werden. Er spürt Auren wie Stürme. Deshalb hält er Mauern zwischen sich und dem Rest der Welt. Nicht aus Kälte, sondern aus Notwendigkeit. Er kann sich selbst nur tragen, wenn er nicht von allem anderen überschwemmt wird.

Er lebt nicht mit Zweifel, sondern mit Gewicht. Jede Handlung fühlt sich wie ein Anfang an. Jede Entscheidung wie der erste Stein einer Dominokette. Darum spricht er viel und sagt wenig. Darum schreibt er

manchmal Briefe, die er nie abschickt, und führt Streitgespräche mit seinem Spiegel. Er weiß, dass die Wirkung eines einzigen Wortes größer sein kann als die eines Dammbrochs.

Wer genau hinsieht, merkt es. An seiner Haltung. An seinem Schweigen. An dem Raum, den die anderen unwillkürlich um ihn lassen. Sie wissen nicht, was es ist. Aber sie spüren es: Er ist nicht einfach nur da.

Er ist gekommen, um etwas zu öffnen. Etwas zu verrücken. Etwas zu entfachen. Und dann wieder zu verschwinden. Er ist der letzte Spross eines alten Geschlechts, tief verwurzelt im weichen Lehm von Wasquehal, einem Dorf in Französisch-Flandern. In seinen Adern fließt kühles Blut – blau, wenn man so will –, doch es trägt eine Erinnerung in sich. Und ein Versprechen. Der Wahlspruch seiner Familie – „Eine Wahrheit, eine Liebe“ – lebt in ihm fort, beinahe wie ein Gebot. Nicht bloß überliefert, sondern in sein Wesen eingeschrieben.

Wahrheit ist für ihn keine kalte Vernunft, sondern ein Spiegel des menschlichen Wesens – unverhüllt und offen. Liebe ist für ihn keine flüchtige Leidenschaft, sondern eine erhabene Form der Schönheit – eine Schönheit, die sich still zwischen Baum und Bach, zwischen Licht und Schatten entfaltet und dem Rhythmus der Natur folgt.

Astrologie

Die Tiere waren schon immer da. Lange bevor wir ihnen Namen gaben. Sie bewegten sich durch Wälder und Träume, durch die Winkel der Geschichten und am Rand der Nacht. In der Natur gingen sie ihren eigenen Weg – kriechend, springend, schleichend, kletternd –, doch in den Fabeln erhielten sie eine Stimme. Sie gaben Rat. Sie warnten, verführten, enthüllten. Sie wurden zu Spiegeln und Boten – mit ihrem Fell, ihren Flossen, ihren Schuppen und ihrem Schweigen.

Der Drache war nie einfach nur ein Tier. Er lebt nicht in Wäldern oder Flüssen, sondern in Bergen, die niemand erklimmen kann, und in feurigen Himmeln, die kein Vogel kennt. In der Natur fehlt er, in der Vorstellung ist er allgegenwärtig. In den Fabeln herrscht er. Er ist Hüter des Wissens, Wächter der Geheimnisse. Manchmal zerstörerisch, doch niemals ohne Grund. Im chinesischen Tierkreis ist er das einzige mythische Wesen – kein Geschöpf aus Fleisch, sondern aus Elementen. Er fliegt ohne Flügel, atmet ohne Lungen, brennt ohne Rauch. Seine Bewegung ist majestätisch. Er erscheint nicht. Er wird gesehen.

Der zweite Drache, der Weggefährte, ist kleiner in seiner Gestalt, aber nicht in seiner Bedeutung. Er ist die innere Flamme. In der Natur wäre er ein Salamander – klein, warm, im Holz verborgen. In den Fabeln ist er Helfer, Führer, eine Gegenwart, die begleitet, ohne je ganz zu verschwinden. Er ist die Kraft, die dich nicht fallen lässt, die Stimme, die dich an dein eigenes Feuer erinnert. Er steht nicht im Vordergrund, aber er sorgt dafür, dass du weitergehst.

Den Löwen, den König der Tiere, kennt jeder. In der Savanne herrscht er mit Ruhe. Nicht mit Gewalt, sondern mit Ruhe. Genau. Wer wirklich stark ist, muss nicht brüllen. In den Fabeln ist er gerecht, manchmal eitel, aber immer eindeutig. Er ist ein Wesen des Blicks – sein Blick entscheidet. Als Aszendent zeigt er, wie sich der Charakter nach außen hin offenbart: in der Haltung, im Charisma, in der Ausstrahlung. Er ist die Sonne am Horizont, der Rücken, der sich nicht beugt. Wer den Löwen in sich trägt, wird gesehen – selbst dann, wenn er lieber im Verborgenen bliebe.

Der Krebs lebt an der Grenze. Zwischen Land und Wasser. Zwischen innen und außen. In der Natur bewegt er sich seitwärts, ausweichend, verborgen unter Steinen. In den Fabeln ist er Ratgeber, ein Wesen der Erinnerung und des Schutzes. Sein Panzer ist hart, doch sein Inneres weich. Er fühlt alles und sagt wenig. Als Sonnenzeichen bedeutet er, dass das Herz von Erinnerung, Familie, Verletzlichkeit und Fürsorge geprägt ist. Wer Krebs ist, lebt in Zyklen. In der Wiederkehr. In Resonanz.

Vier Tiere. Vier Bewegungen. Der Drache, der sich erhebt. Der Drache, der begleitet. Der Löwe, der strahlt. Der Krebs, der bewahrt. Wenn diese vier gemeinsam auf einer Himmelskarte erscheinen – wenn sie also im Geburtsprofil eines Menschen zusammentreffen, als Sinnbilder seines Wesens und seines Schicksals –, entsteht etwas Seltenes. Etwas Kraftvolles. Etwas, das sich nicht anpasst, sondern vorwärtsdrängt. Etwas, das manifestiert.

Die Engel im Himmel

Der Himmel ist hierarchisch geordnet. Jeder Planet erfüllt eine Aufgabe und steht unter der Führung eines Erzengels. Jede Aufgabe trägt einen Namen. Michael ist die Sonne. Gabriel der Mond. Mars gehört Samael. Venus Haniel. Merkur wird von Raphael behütet, Jupiter von Zadkiel, Saturn von Cassiel. Diese Namen sind alt – älter als die Bücher, in denen sie später erschienen. Sie bezeichnen keine irdischen Wesen und keine

Sterblichen, sondern kosmische Mächte. Mächte, älter als das Universum selbst. Keine Einbildung, sondern Ordnung. Damit der Mensch begreift, in welchem Haus er lebt. Auch die Tierkreiszeichen folgen diesen Linien. Der Löwe gehört zur Sonne, der Krebs zum Mond. Wer im Zeichen des Krebses geboren wird, bewegt sich auf der Linie des Engels Gabriel. Wer den Löwen in sich trägt, steht unter dem Blick Michaels. Dieser Einfluss ist nicht spürbar, aber bestimmend. Der chinesische Tierkreis besitzt seine eigene Ordnung. Der Drache erscheint nur alle sechzig Jahre in doppelter Gestalt. Das ist selten, aber kein Zufall. Wer unter dieser Verbindung geboren wird, trägt das Feuer zweimal in sich. Nicht als Kraft, sondern als Antrieb. Wenn Drache, Löwe und Krebs zusammentreffen, zeichnet sich ein Profil ab, das nur selten erscheint. Fällt diese Verbindung auf einen Mittwoch, ins Licht des Morgens, unter einen zunehmenden Mond, entsteht kein Charakter, sondern eine Konstruktion. Das ist das Profil eines Manifestors.

Acht von hundert. Nicht mehr. Nicht weniger. Sie warten nicht. Sie initiieren. Ihre Energie ist ihnen eingeschrieben und ständig in Bewegung. Unaufhaltsam. Sie sind ein Teil davon. Unerschütterlich. Sie öffnen, ohne sich anzukündigen. Das zieht alte Strukturen an. Keine Mystik. Nur Wiederkehr. Was unterhalb des Lebens liegt, kommt mit. Die Unterwelt ist nicht dunkel. Sie ist tief. Dort gelten Gesetze. Hades ist nicht nur ein Gott, sondern auch ein König, und sein Reich besitzt eine Grenze. Kerberos bewacht keine Hölle, sondern einen Übergang. Ebenso führt der Fährmann Charon – Pietje de Dood oder der Sensenmann mit seiner Sense – die Verstorbenen über den Styx und übergibt sie zunächst den drei Richtern. Die drei Richter der Unterwelt in der griechischen Mythologie sind Minos, Rhadamanthys und Aiaikos: große Könige vergangener Zeiten, die über die Seelen der Toten richten wie geheimnisvolle, höchst ehrwürdige Zöllner, die den Tribut bestimmen. Die Feder des Lebens auf die Waage legen. Der Vampir ist mit diesem Übergang verbunden. Er lebt zwischen den Ebenen. Nicht als Monster.

Als Erbstück. Er nimmt nichts an sich, außer im Einvernehmen. Manchmal nistet er sich bei der Geburt ein, wenn die Konstellation günstig steht. Dann lebt er mit, als Erinnerung. Auch Luzifer gehört dieser Ordnung an. Kein Feind. Kein Freund. Eine ursprüngliche Kraft. Er bringt keine Dunkelheit, sondern Trennung. Zwischen Wissen und Folgen.